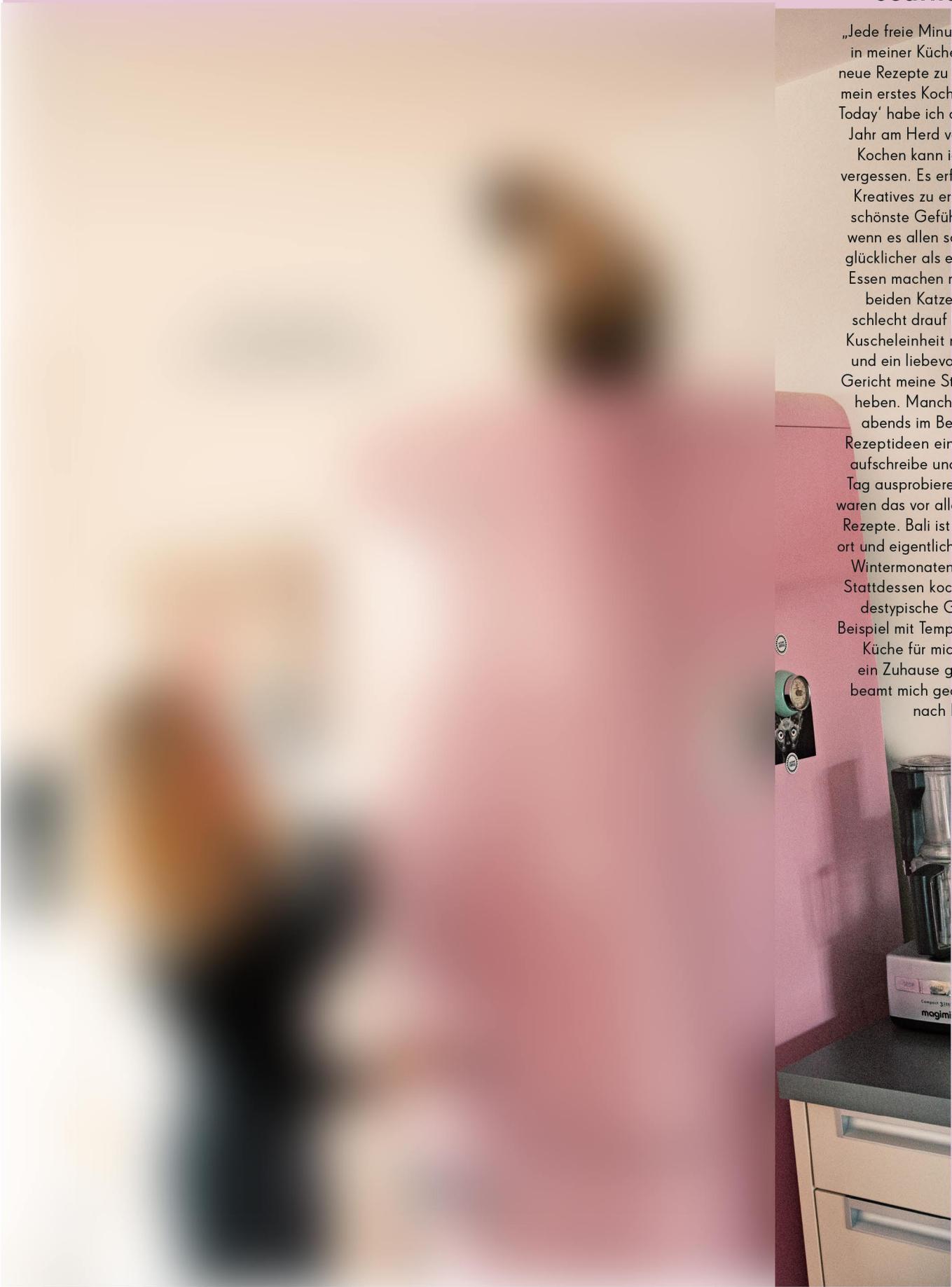


Elisa Brunke, 34, vegane Ernährungs- beraterin und Journalistin



„Jede freie Minute verbringe ich in meiner Küche. Ich liebe es, neue Rezepte zu entwickeln – für mein erstes Kochbuch ‚No Meat Today‘ habe ich quasi das ganze Jahr am Herd verbracht. Beim Kochen kann ich den Alltag vergessen. Es erfüllt mich, etwas Kreatives zu erschaffen. Das schönste Gefühl ist natürlich, wenn es allen schmeckt. Noch glücklicher als ein richtig gutes Essen machen mich nur meine beiden Katzen. Wenn ich schlecht drauf bin, kann eine Kuscheleinheit mit den beiden und ein liebevoll zubereitetes Gericht meine Stimmung schnell heben. Manchmal fallen mir abends im Bett noch neue Rezeptideen ein, die ich sofort aufschreibe und am nächsten Tag ausprobiere. In letzter Zeit waren das vor allem indonesische Rezepte. Bali ist mein Lieblingsort und eigentlich wäre ich in den Wintermonaten auf der Insel. Stattdessen koche ich nun landestypische Gerichte, zum Beispiel mit Tempeh. So ist meine Küche für mich noch mehr ein Zuhause geworden: Sie beamt mich gedanklich direkt nach Bali.“

Ein Haus ist noch KEIN ZUHAUSE

Aber wenn wir unsere vier Wände in einen Ort der Geborgenheit verwandeln, kommen wir bei uns an



Am Anfang sind es bloß Quadratmeter zwischen Betonwänden. Doch mit dem Einzug beginnt das, was die Architektur- und Wohnpsychologie „Aneignung“ nennt: Wir wählen Wandfarben aus, kaufen, bauen oder bringen Möbel mit, hängen Bilder auf (oder nicht). Wir umgeben uns mit Dingen, die wir als zu uns passend empfinden. Wir versuchen einen Raum zu schaffen, der uns und unsere Werte repräsentiert.

Genau deshalb ist es auch so spannend zu sehen, wie andere wohnen. Manchmal betreten wir eine Wohnung und sind erstaunt über Style und einen komplexen Geschmack, fühlen uns inspiriert und mit den Bewohnern verbunden. Andersherum genauso: Eine seelenlose Schrankwand kann die eben noch da gewesene Begeisterung für ein Date mitunter schnell dämpfen.

Unsere Vorstellungen von Behaglichkeit sind zum Teil bereits in der Kindheit geprägt. Wir fühlen uns in Räumen wohl, die an Geborgenheit von einst erinnern. Oft sind es kleine Details: Stoffmuster, Küchengeräte, Pflanzen, Geschirr und Farben von damals, die wir mit einer gewissen Zärtlichkeit in unser erwachsenes Wohnen integrieren. Manchmal übernehmen wir allerdings auch (unbewusst) elterliche Aufträge, etwa den, eine eigene Immobilie zu besitzen. Es gibt Reihenhauskäufer*innen, denen erst

nach Jahren auf der eigenen Terrasse klar wird, dass sie damit vor allem die Träume der Eltern verwirklicht haben – und selbst nie wirklich im Vorort heimisch geworden sind.

Gut fühlt es sich an, wenn der Ort, den wir bewohnen, mit unserer inneren Verfasstheit harmoniert, wir uns in dem, was uns umgibt, wiederfinden können. Eine Freundin liebt ihre umfangreiche Vasensammlung aus Bisquitporzellan, für eine andere gehört zum Wohnglück dazu, all ihre Bücher im Blick haben zu können. Mit kleinen Kinder zählt der gemeinsame, mit Teenies der abgeschlossene Raum. Auf gewisse Weise sind unsere Wohnungen und Häuser dreidimensionale Autobiografien zum Anfassen und Durchschreiten. Sie erzählen, woher wir kommen und wohin wir auf dem Weg sind. Die US-amerikanische Architekturpsychologin Claire Cooper-Marcus hat für ihr Buch „House as a Mirror of Self“ (Nicolas-Hays Inc.) Menschen zu Zwiegesprächen mit den Räumen, in denen sie leben, eingeladen – und Chaos, Lieblosigkeit, Friede oder Energie darin offenbaren mitunter, wie die Bewohner*innen sich selbst sehen.

Aber so intim unser Verhältnis zu unserer Wohnung auch ist: Wohnzufriedenheit lebt auch stark vom Vergleich. Unsere vier Wände sollen auch unseren sozialen Status repräsentieren. ▶

WIE WIR WOHNEN, KANN UNS VOR DEN WIDRIGKEITEN DER WELT SCHÜTZEN

Auf diese Weise können wir uns der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe vergewissern, deren Wohnnormen wir intuitiv verinnerlicht haben. Mit 22 Jahren sind WG-Zimmer oder Mikroapartment perfekt. Schon ein Jahrzehnt später fühlt es sich vielleicht wie Scheitern an (oder produziert Energie für politischen Protest), weil die, mit denen wir auf Augenhöhe sein möchten, andere Wohnformen gefunden haben. „Mit 42 wieder in einer WG zu wohnen, kam mir komisch vor, wie ein Fehler im System“, schreibt etwa der Berliner Autor Jan Brandt („Ein Haus auf dem Land. Eine Wohnung in der Stadt“, Dumont), der wegen einer Eigenbedarfsklage seine Wohnung verlor.

Wohnen ist immer auch ein Versuch, mit den Kräften, die auf uns wirken, umzugehen. Wir reagieren mit der Gestaltung unserer Wohnung (auch) auf die Widrigkeiten der Welt. Im Netz hat sich unter #cottagecore (auch #grandmacore oder #farmcore) eine Bewegung entwickelt, die die Ursprünglichkeit des Landlebens feiert. Da werden Brotteige geknetet, Schalen getöpft, Schafe gefüttert und Farmhäuser restauriert. Laut „New York Times“ nahm #cottagecore während des Corona-Lockdowns richtig Fahrt auf. Die Rückkehr des Laura-Ashley-Kragens, die „Meine kleine Farm“-Attitüde mag mitunter überkandidelt erscheinen. Tatsächlich existiert die Hinwendung zum Landleben nicht nur als ästhetisches Internet-Phänomen.

Seit einigen Jahren entwickelt sich in ganz Europa eine konkrete Idee der „urbanen Dörfer“. Die Initiative Neuland 21 etwa untersucht, entwirft und probiert Perspektiven aus fürs Landleben im 21. Jahrhundert: kommunikative Architektur, Co-Working-Space, Partizipation, ortsflexibles Arbeiten zwischen Wäldern und Äckern – natürlich leistungsfähiges Internet inklusive. Das Bedürfnis nach der „eigenen Scholle“, nach Natur und etwas Überschaubarem, zeigt sich auch im Run auf Schrebergärten. Einst als spießig verschrien hat die Corona-Pandemie einen echten Gartenhype ausgelöst.

Und eine Freundin, die in Ohlstedt wohnt (für alle Nicht-Hamburger*innen: ein sehr grüner Stadtteil am äußersten Rande der Stadt) bemerkt fast jedes Wochenende sehnsüchtige „Immobi-

lien-Pilger“, die auf der Suche nach miet- oder kaufbaren Einfamilienhäusern mit großen Gärten durch die stillen Straßen und breiten Alleen wandern. Das aktuelle Gutachten der Immobilien-Weisen für den Zentralen Immobilien Ausschuss bestätigt ihre Beobachtung: „Die Speckgürtel der Metropolen und ländliche Räume, die gut an den ÖPNV angebunden sind, sind die Corona-Gewinner“, sagt Carolin Wandzik, Expertin für den Immobilienmarkt. Die Gründe? Oft vermutlich Pragmatismus („Ich arbeite eh zu Hause. Warum dann nicht im Grünen?“). Bei manchen mögen diffuse Zukunftsängste eine Rolle spielen („Ich baue Kartoffeln an und ernte eigene Äpfel.“).

Tatsächlich beeinflusst auch die Funktionalität unseres Wohnraums in hohem Maß, ob wir ihn als behaglich, sicher und unterstützend empfinden. Homeoffice, Digitalisierung und Familienformen abseits vom klassischen Vater-Mutter-Kind-Modell, von Patchwork bis Polyamorie, könnten unsere Wünsche an Design und Wohnungsschnitt sehr verändern. Das klassische Bücherregal ist für manche längst Vergangenheit, schwere Möbel mit Mono-Funktion? Schwierig! „Es gibt eine enorme Nachfrage nach flexiblen Lösungen für Räume und Möbel“, sagt Marc Wohlers von den Hamburger Gruppenwerk Design Manufakturen. Sein Büro hat mit „Verpackung“ ein Möbelstück konzipiert, das für unterschiedliche Lebensphasen, Orte und Nutzungen funktioniert. Er sagt: „Es kann Couch- oder Besprechungstisch, Sitzgelegenheit und zugleich Stauraum sein. Durch sein zurückhaltendes Design passt es sich chamäleonhaft fast an jedes Interior an.“ Innovativ sind auch die Arbeiten der Berliner Architektin Johanna Meyer-Grohbrügge, die Räumen Multifunktionalität verleiht, indem sie zeitversetzt geteilt werden. So wird der Blumenladen bei ihr am Abend zum Restaurant.

Steckt vielleicht auch in unserem Wohnzimmer ein Verwandlungskünstler? Kann mein Flur mehr als nur Flur? Unser Zuhause ist (meist) der Ort, der unsere Erinnerungen, Geheimnisse und Lebensgeschichte bewahrt. Und genau, wie die sich stetig verändern, gibt es vielleicht auch die Chance, dass sich unsere Idee vom Wohnen und unser Zuhause verändert. 

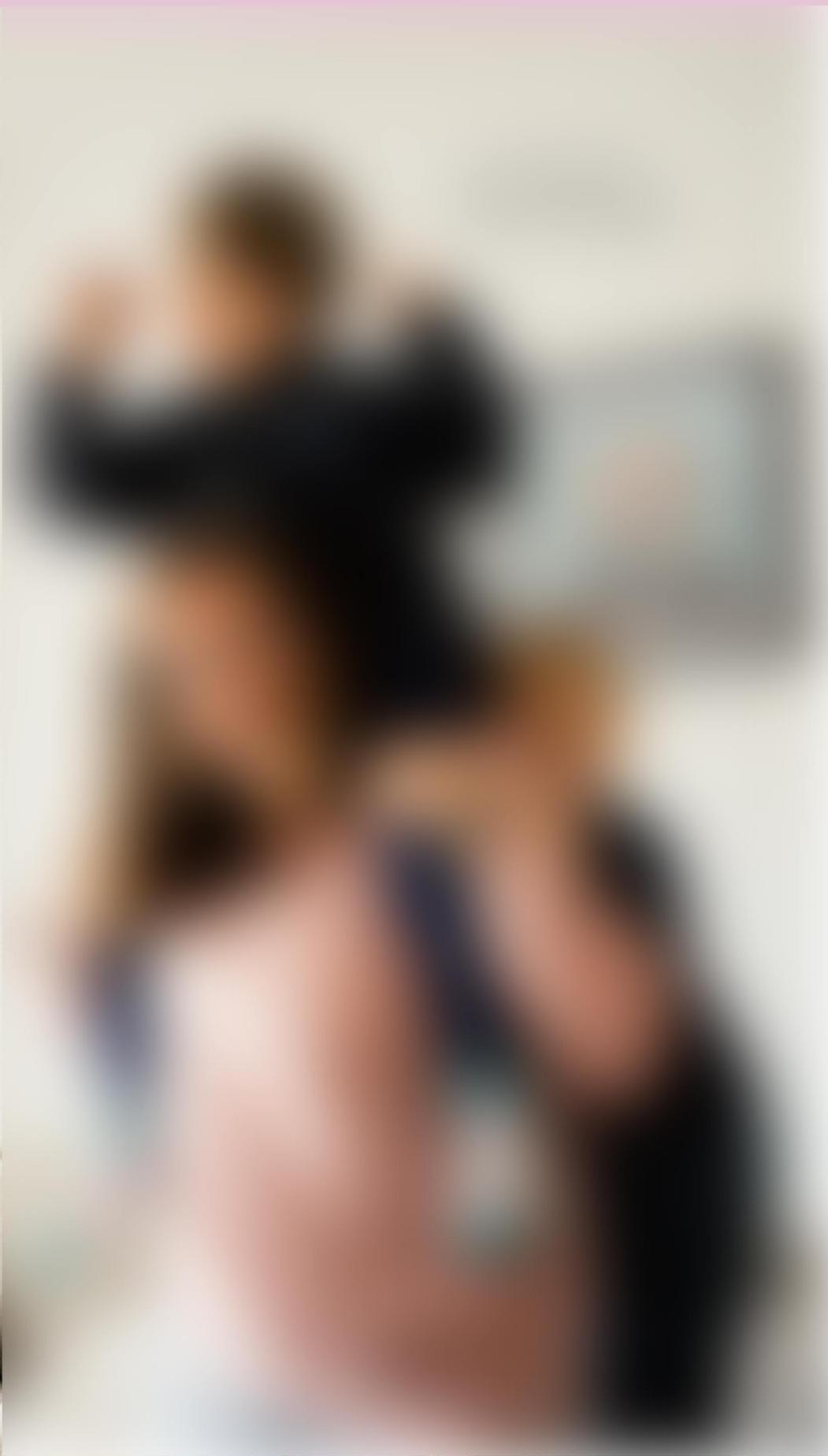
Markus Karas, 31, Student

„Auf dem Fahrrad schwebe ich einige Minuten in meinem eigenen Kosmos, ganz allein für mich. Mal flitze ich durch die Straßen, bis die Muskeln schmerzen und ich aus der Puste komme. Dann bin ich meinem Körper so nahe, dass es sich nur gut anfühlt. Die Schriftstellerin Tove Jansson sagt in ihren Mumins-Büchern: ‚Ich will einfach nur in Frieden leben, Kartoffeln pflanzen und träumen.‘ Dieses Gefühl von Wärme, Geborgenheit und Zu-Hause-Sein finde ich tatsächlich beim Radfahren – obwohl es in Berlin ziemlich voll ist. Ich kann mich auf dem Rad mit Leichtigkeit schnell und klimaneutral von Kiez zu Kiez bewegen, tue meinem Körper etwas Gutes und muss mir keine Gedanken darüber machen, ob ich an meinem Ziel eine Parklücke finde. Das spart Zeit und Nerven in einer Stadt voller Autos. Manchmal fahre ich ganz entspannt und lenke meine Aufmerksamkeit bewusst auf die Umgebung. Beobachte die Menschen um mich herum, das Gewusel der Stadt oder entdecke neue Orte. Diese kleinen Augenblicke schenken mir ein friedliches, lebendiges Gefühl. Es kommt auch vor, dass ich nur die Geräuschkulisse um mich herum wahrnehme und anfangs zu träumen.“



Mayka Engelmann, 35, Branding- & Story- telling-Beraterin

„Ich war schon immer ein Gefühlsmensch. Zu Hause ist für mich deshalb auch kein Ort, sondern ein Mensch, bei dem ich mich wie in einem geschützten Raum fühle. Jemand, bei dem ich einfach ich selbst sein kann. Als Kind hatte ich dieses Gefühl, wenn mich meine Mutter getröstet hat. Hatte ich einen miesen Tag in der Schule, merkte sie das sofort. Sie nahm mich in den Arm und alles war wieder okay. Als erwachsene Frau geht es mir so mit meinem jetzigen Mann. Und seit wir Kinder haben, sind sie es, die mir ein noch stärkeres Gefühl von zu Hause vermitteln. Klar, Emyl und Wim treiben mich auch mal in den Wahnsinn. Keiner kann rund um die Uhr glücklich sein. Wir zoffen uns wie jede andere Familie. Doch immer wenn wir zusammen Spaß haben, die Kinder lachen, herumalbern oder sich an mich kuscheln, empfinde ich echte Freude. Ich kann gut loslassen. Aber wenn ich meine Söhne tagsüber jobbedingt nicht gesehen habe und abends nach Hause komme, merke ich erst, wie sehr ich sie vermisst habe. Und sagt Wim dann was wie: „Mama, für dich würde ich auch Brokkoli essen“, geht mein Herz auf – das Gemüse mag er nämlich nicht. Diese Liebe: Es gibt für mich kein intensiveres Gefühl von zu Hause.“



„INDIVIDUALITÄT, die gibt es so nicht“

Mit unserer Einrichtung zeigen wir, wer wir sind – und verbergen oft Schmerzliches, sagt die Kunstsoziologin und Wohnforscherin Irene Nierhaus

INTERVIEW ALMUT SIEGERT

Frau Nierhaus, wann fühlen wir uns in einer Wohnung wohl?

Eine Blume hier, das bestimmte Sofa dort, darauf lässt sich das nicht herunterbrechen. Wohlbefinden hängt viel von den sozialen und ökonomischen Bedingungen ab. Gibt es für alle Familienmitglieder genug Raum? Wie sind Infrastruktur und Ausstattung? Habe ich den Platz und die finanziellen Mittel für eine funktionale Einrichtung, die meinen ästhetischen Wünschen entspricht? Ob wir uns in einer Wohnung sicher und geborgen fühlen, ist eine sehr gesellschaftliche Angelegenheit.

Wohnzimmer, Küche, Schlaf- und Kinderzimmer – wir nutzen Wohnraum oft noch genauso wie unsere Eltern und Großeltern. Eigentlich erstaunlich, oder?

Der Wohnungsbau bietet vor allem diese Formate an. Wir leben in der Regel auf genormten Quadratmetern. Einzig ein verbundener Wohn- und Kochbereich hat sich in vergangenen Jahrzehnten als Neuerung durchgesetzt. Die klassische Raumaufteilung ist stark verinnerlicht. Dass der größte Raum zum Wohnzimmer wird, damit sind wir groß geworden, das haben wir bei Freund*innen gesehen, und es wird in Wohnzeitschriften ständig wiederholt. Die Norm wird zur Normalität, zum Alltag.

Die Rollenverteilung scheint auch robust: Frauen dekorieren, Männer hämmern.

Das begann im 19. Jahrhundert. Die Frau hatte die Aufgabe, das Heim wohnlich zu gestalten – und selbst zur Deko zu werden, die in den Raum passt. Das wirkt bis heute fort, wie die Darstellungen von Geschlechterrollen in Wohnmagazinen zeigen. Allerdings sind medial vermittelte Idealbilder und Alltagsrealität nie deckungsgleich. Meine Mutter etwa hat bei

uns zu Hause alle Elektroarbeiten gemacht. Aber Norm und Realität klaffen keineswegs vollkommen auseinander.

Wohnungen urbaner Hipster, die sich als individuell verstehen, sehen weltweit ähnlich aus – oft ein Mix aus Mid-Century und Ikea. Wie kann das sein?

(Lacht). Individualität, die gibt es so einfach nicht. Egal ob man es Avantgarde oder Hipstertum nennt, es bildet sich immer auch eine Gruppen-Ästhetik heraus. Daran sind wir beteiligt und steigen nicht schlicht raus. Man erinnere sich an die Protestbewegung der 1970er-Jahre: Jeans, T-Shirt, lange Haare – das war durchaus uniform wie die späteren Jugendbewegungen. Wir sind nie ohne symbolische Ordnung. Mit unserer Erscheinungsform, unserem Konsum und der Art, uns zu kleiden wie einzurichten, zeigen wir, welche soziale und kulturelle Position wir einnehmen wollen.

Einrichten und Wohnen sind in den sozialen Medien riesige Themen. Wie wirkt sich diese Flut inszenierter Behaglichkeit auf unser Wohnverständnis aus?

Es entsteht zunächst einmal der Eindruck: Allen anderen geht es gut! Wohnen wird als etwas dargestellt, das nur positiv und angenehm ist und schlicht mit Glück und Geborgenheit zu tun hat. Aber das ist auch ein Zudecken des Schwierigen und Unbehaglichen.

Was ist das Unbehagliche?

Krankheit, Depression, Gewalt, Sorge, Armut, Einsamkeit, Lebenskrisen. Das sind Seiten des Wohnens, die im Verborgenen bleiben – beziehungsweise es sollen sich „Spezialisten“ wie Psychiater, Pflegekräfte, Sozialarbeiter darum kümmern. Diese Seiten nicht zu zeigen, wurde seit

jeder von Magazinen und Werbung medial verstärkt. Doch es gibt auch Gegenreaktionen, wie in der Frauenbewegung oder immer wieder in der Kunst, etwa das Video „Semiotics of the Kitchen“ von Martha Rosler, in der ganz normale Küchenutensilien verhaltene und direkte Aggressionen zum Ausdruck bringen.

Erleben Wohnungen mit Corona ein Comeback als „happy home“, als sicherer Ort?

Die Ausrufung eines „neuen Biedermeiers“ empfinde ich eher als verharmlosend. Viele erleben die Situation als Eingeschlossenensein und gerade junge Menschen beschreiben die Situation oft als Hausarrest. In einem Lockdown muss die Wohnung nun für alles herhalten: Essen, Arbeiten, Schule, Kita, Kultur, Sport – alles findet in einem Raum statt, der darauf nicht ausgerichtet ist.

Was interessiert Sie als Forscherin besonders an der derzeitigen Pandemie?

Wie sich die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem verschieben und verändern. Ich bin derzeit viel in meiner Heimatstadt Wien, gerade heute verkündete ein Politiker, dass darüber nachzudenken sei, die Polizei mit Befugnissen auszustatten, Zusammenkünfte in Privatwohnungen zu überprüfen – ein demokratiepolitisch problematischer Übergriff. Mich interessiert: Was machen solche Diskussionen und Maßnahmen mit uns? Wie wirken sie sich auf unsere Vorstellungen von einem privaten Zuhause aus? **E**

Irene Nierhaus ist Professorin für Kunstwissenschaft und Ästhetische Theorie an der Universität Bremen und leitet mit das Mariann-Steegmann-Institut Kunst&Gender.